830.8
J95
v. 2

WALTER VON MOLO

# Im weiten Meer

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
830.8
J95
v.2

Return this book on or before the
**Latest Date** stamped below.

University of Illinois Library

JUN -7 1958

L161—H41

# DER JUNGE TAG

Eine Auswahl
aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von
Dr. Heinz Brasch

*

Band 2
Walter von Molo

*

Walter von Molo

# Im weiten Meer

1929

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

# Inhalt


Im weiten Meer . . . . . 5
Vater und Sohn . . . . . 17
Im Brünner Spiegelberg . . . . . 25
Der 14. Oktober 1806 in Sanssouci . . . . . 32
York . . . . . 35
Tagebuch meines Urgroßvaters . . . . . 39
Hohen-Zieritz . . . . . 49
Die Brücke . . . . . 56
Der Weltfreund . . . . . 59
Nachwort . . . . . 61



Copyright 1924 by Albert Langen, München
PRINTED IN GERMANY


Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Walter von Molo

# Im weiten Meer

1929

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

# Inhalt


Im weiten Meer . . . . . 5
Vater und Sohn . . . . . 17
Im Brünner Spiegelberg . . . . . 25
Der 14. Oktober 1806 in Sanssouci . . . . . 32
York . . . . . 35
Tagebuch meines Urgroßvaters . . . . . 39
Hohen-Zieritz . . . . . 49
Die Brücke . . . . . 56
Der Weltfreund . . . . . 59
Nachwort . . . . . 61



Copyright 1924 by Albert Langen, München
PRINTED IN GERMANY


Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

836.3
J95
v.2

# Im weiten Meer

Das abendliche Familienessen, das dem heimgekehrten Schiffsjungen zu Ehren gegeben worden war, war vorüber, und die Spannung unter den Familienmitgliedern, das die Tafel über gedroht hatte, hatte sich pflichtgemäß entladen. Der Schwiegervater hatte mit seiner Gattin unter Protest die Wohnung verlassen, und nur die Schwester der Frau war geblieben. Sie sah mit ängstlichem Blick zwischen dem Stiefvater des Schiffsjungen und der Mutter, aus deren erster Ehe der Schiffsjunge stammte, hin und her.

Der Hausherr ging erregten Schrittes um den Tisch herum und wiederholte zum dutzendsten Male, daß das ganze Leben und die ganze Schinderei nur Schwindel und Betrug seien, daß bei der heutigen Baisse auf der Börse er sich am liebsten erschösse, wenn er nicht seine Frau hätte und die zwei kleinen Kinder. Als die Frauen schwiegen und der Schiffsjunge mit großen, verwunderten Augen, als erfasse er das alles nicht, seinen Stiefvater ansah, da sagte dieser erbost:

„Da schickt man dich in der Welt herum, und dann machst du den Mund nicht einmal auf — hättest du



723107

etwas von dem erzählt, was du in der Welt gesehen hast, dann wäre es zu dieser Szene nicht gekommen."

Die Mutter des Schiffsjungen senkte den Kopf, und zum ersten Male kam der alternden Frau der Gedanke, daß es doch vielleicht nicht richtig war und zu hart gewesen, ihr Kind aus erster Ehe mit siebzehn Jahren auf irgendein Segelschiff zu setzen und allen Gefahren des Leibes und der Seele darzubieten nur deswegen, damit ihr zweiter Mann weniger Sorgen habe.

„Was soll ich sagen, Vater", begann der Schiffsjunge in der schweren Ausdrucksart, die er von den Matrosen gelernt hatte, die seit vier Jahren sein einziger Umgang waren, zu sprechen. „Ihr wißt ja, wo ich war, und es kommt gar nicht so viel vor, wie du meinst."

„Wenn ich die ganze Welt so wie du sehen dürfte," sagte der Stiefvater, „dann könnte ich etwas erzählen. Hast du dich recht gefürchtet am Anfang?"

Der Schiffsjunge schüttelte langsam den Kopf und antwortete:

„Bei der ersten Reise haben wir in dreißig Tagen sieben Stürme gehabt, aber das hat mir eigentlich gar nichts gemacht, das war schön. Erst dann, als der erste von uns in der Nacht beim Segelreffen die vierzig Meter hoch vom Mast herunterfiel und aufs Wasser schlug und da ganz ausgebreitet lag und zu uns heraufstarrte, das war nicht schön. Und als der Kapitän nicht erlaubte, daß ein Boot ausgesetzt würde, weil er sagte, er wolle nicht zehn Mann wegen dem einen in Gefahr bringen, der ohnehin verloren sei, da habe ich weinen müssen. Aber das ging vorüber."

Scheu blickte die Mutter ihren Mann an, doch der verweigerte ihr den Blick und sagte zu dem Schiffsjungen:

„Na, du hast doch aber auch viel Schönes gesehen?"

„Natürlich", antwortete der Schiffsjunge. „Wolken und Palmen und Affen und Papageien, und in der Südsee da sind die Frauen und die Mädchen furchtbar nett; denkt euch, die haben nur einen Schurz aus Perlen vorne an, sonst gar nichts, und sie sitzen den ganzen Tag am Strand und spielen wie die Kinder mit Muscheln. Das sind furchtbar nette Menschen.

Aber auch die Japanerinnen sind hübsch. Wie ich zum erstenmal in einem japanischen Hafen war, da war ich furchtbar erkältet, und da hat mir der deutsche Wirt geraten, ich solle in ein Schwitzbad gehen. Ich bin hingegangen, und da haben mich zwei kleine Mädchen empfangen und sich tief vor mir verneigt, und dann haben sie mir den Rock ausgezogen. Das hat mich eigentlich gewundert, denn bei uns tut man so etwas doch nicht, aber schließlich, das ist da drüben alles so natürlich. Sie haben mich dann ganz ausgezogen und ins Bad gesetzt, und sie haben mich abgerieben, und dann haben sie mich abgetrocknet und wieder angezogen, und dann haben sie sich wieder tief vor mir verneigt, und wirklich, der Schnupfen war weg.

Übrigens, die Japanerinnen sind gar nicht so häßlich, die haben gar nicht soviel mongolischen Typ, sondern sehr schöne kleine Gesichter und ganz kleine Füße."

Es war still im Zimmer. Dann sagte der Stiefvater:

„Hast du dich immer brav aufgeführt?"

„Am Anfang der zweiten Fahrt, da hätten sie mich fast an Land gesetzt," antwortete der Schiffsjunge, „es war so: sie glaubten, ich hätte gestohlen. Jeder von uns hat nämlich immer für einige Tage, damit wir

auch das lernen, die Aufsicht über das Tauwerk und die Segel und über die Farben, da wird einem alles ganz genau vom Bootsmann vorgezählt, und dann muß man alles wieder abliefern, was man übernahm, und es darf nichts davon fehlen. Als ich ablieferte, haben mir plötzlich fünfzig Pfund Farbe gefehlt. Das ist dem ersten Offizier gemeldet worden, und er hat mich kommen lassen und hat gesagt, ich solle sagen, wo ich das Zeug versteckt hätte. Ich habe ihm geschworen, daß ich nicht gestohlen habe, aber er hat mir nicht geglaubt und hat gesagt, wenn die Farbe nicht da ist, bis wir an Land kommen, dann setzt er mich aus, ich soll dann machen, was ich will, und kann dann an euch schreiben, ihr sollt mir das Reisegeld schicken. Das waren schon schwere Zeiten, aber glücklicherweise war oft Sturm, und wir sind stark abgetrieben worden, so daß sich die Reise verlängerte, und die andern Matrosen haben gesagt, der Bootsmann hätte selber die Farbe geklaut, weil ich so jung sei und die Schuld deswegen auf mich fiele. Das habe ich aber doch nicht glauben können, der Bootsmann war doch sechzig Jahre alt, und ich habe immer gebetet, daß es doch 'rauskommen möge, wer die Farbe genommen hat. Aber es ist nicht 'rausgekommen. Und einmal, wir waren schon ganz nahe von Südamerika, da kommt mittags der Bootsmann, als wir zusammensitzen, und sagt zu mir, ich solle doch endlich gestehen, daß ich die Farbe geklaut hätte. Da hat mir einer von hinten den Handgriff von seinem Messer in die Hand gedrückt und mir zugeflüstert: ‚Wir helfen dir.' Aber ich habe ihn nicht abgetan, denn sonst säße ich jetzt im Zuchthaus, aber ins Gesicht schlagen hätte ich ihm sollen, aber das habe ich damals noch nicht gewußt. Weil ich das nicht getan habe, haben mich die andern dann ver-

achtet. Aber dann ist es doch 'rausgekommen, daß der Bootsmann die Farbe selber geklaut hat, und dann haben sie ihn ausgesetzt. Was aus ihm geworden ist, das weiß ich nicht.

Weißt du, Vater," wandte sich der Schiffsjunge an seinen Stiefvater, der mit gesenktem Kopf im Zimmer ganz langsam auf und ab ging, „wenn dich einer beleidigt, dann mußt du immer gleich zuschlagen, und dann haut man so lange aufeinander los, bis einer am Boden liegenbleibt, und dann ist wieder alles gut, aber das muß man tun."

„Das ist ja schrecklich", sagte die Mutter.

„Besser ist es freilich, man tut das an Land, wo die Offiziere über einen keine Macht haben," antwortet der Schiffsjunge, „wenn da einer liegenbleibt oder verschwindet, dann ist er eben verlorengegangen, und da kann keiner was sagen. Es kommt ja viel vor. Das Unangenehme ist bloß, daß wir nur mit dem Messer an Land gehen dürfen, und das auch oft nicht."

„Was sagen denn eure Offiziere zu diesen Roheiten?" fragte die alte Jungfer.

„Ich glaube, die haben es ganz gern, wenn wir uns selber Ordnung schaffen", sagte der Schiffsjunge. „Mancher Offizier geht allerdings nicht gern an Land, wenn er ungerecht ist, dann fürchtet er sich, daß man ihn dort abtut, aber es gibt schon auch solche, die wert sind, ein Matrose zu sein. Da haben wir einen," fuhr der Schiffsjunge fort, „der stellt sich jedem. Da hat er einmal einen Freund von mir ungerecht angefahren, und als der gesagt hat: ‚Warten Sie nur, bis wir wieder an Land sind!' Da hat er gesagt: ‚Das können wir gleich hier abmachen!' Und hat seinen Rock ausgezogen und mein Freund auch, und dann haben sie aufeinander

losgeschlagen, bis beide auf Deck lagen. Und dann haben sie sich versöhnt und zusammen ein Glas Bier getrunken, und du, das sag' ich euch, für den lassen wir uns alle vierteilen."

„Lügst du auch nicht?" fragte der Stiefvater.

„Wieso?" fragte der Schiffsjunge und machte große Augen.

„Das hört sich alles so unwahr an, so etwas gibt es doch heutzutage nicht, daß einer den andern einfach umbringt, wenn es ihm paßt."

„Aber Vater," sagte der Junge mit großer Verwunderung, „das kommt oft vor. Zum Beispiel in Schanghai. Das ist übrigens eine Stadt mit großen Wolkenkratzern, eine sehr große Stadt, die Häuser hat, deren man sich auch hier nicht zu schämen brauchte. Ich glaube, die hat eine Million Einwohner. Da wäre ich beinahe einmal selber verschwunden."

„Wieso?" fragte die Mutter ängstlich, und es war gut, daß ihr Mann jetzt an der andern Seite des Tisches spazierenging.

„Da sind so kleine Wagen," sagte der Schiffsjunge, „in die man sich setzt, und die Chinesen laufen damit durch die Straßen. Da habe ich mich in einen 'reingesetzt und habe dem Führer gesagt, er solle mich durch die Stadt fahren. Es war schon am Abend, wir sind zuerst vom Hafen weg durch die hellerleuchteten Hauptstraßen und dann in die Vororte, wo die Straßen immer enger werden und wo die Eingeborenen wohnen, und auf einmal waren wir in einer ganz dunklen engen Straße, in der kein Licht war. Und da hat der Chinese angehalten, und ich bin schnell heraus, weil es mir nicht mehr geheuer war, und habe ihn gefragt, was er bekommt. Und da hat er vier Dollar verlangt. Die habe ich natür-

lich nicht gehabt, denn es ist sonst sehr billig, das Fahren, und kostet meistens nur sechzig Pfennig. Ich habe ihm gesagt, daß ich nicht soviel Geld bei mir habe, aber er hat vier Dollar verlangt und ist mir ganz nahe gekommen. Und auf einmal waren eine Menge Chinesen in der finsteren Straße, die wollten alle auf mich losgehen, und da habe ich schnell mein Messer herausgetan und mich mit dem Rücken an die Wand gestellt.

Das wichtigste ist," unterbrach sich der Schiffsjunge, „daß man den andern gut in den Bauch tritt, und wenn er einem zu nahe kommt, dann muß man ihm mit der Kante der flachen Hand auf die Gurgel hauen.

Da habe ich auf einmal ein Motorrad knattern hören und einen Scheinwerfer gesehen, und das war eine englische Patrouille. Der Offizier ist gleich 'rausgesprungen, und die zwei großen Inder, die er bei sich gehabt hat von der Hafenpolizei, die haben gleich mit dem Gummiknüttel auf die Chinesen zugeschlagen, und wißt ihr, die Inder, Sikhs heißen sie, haben ganz große Sporen an den Füßen, wenn einer lag, dann haben sie ihm mit den Sporen ins Gesicht gehauen. Man sieht viele Chinesen, die solche Narben haben. Und dann haben sie mich zum Hafen zurückgebracht, und der Offizier hat gesagt, daß er gesehen hat, daß mein Wagen keine Nummertafel mit dem vorgeschriebenen Fahrpreis hatte, und drum ist er mir nach. Oh, man muß schon aufpassen.

Auch in den Opiumhöhlen. Einer von uns, der ist mal in eine 'reingeraten, und in der nächsten Frühe haben wir ihn gefunden, ganz nackt ausgeplündert, irgendwo auf der Straße, ganz bewußtlos. Es gibt eine Menge Opiumhöhlen, und da plündern sie einen aus, wenn man nicht mehr weiß, wo man ist, und dann verschlep-

pen sie einen in einen andern Stadtteil und lassen einen liegen."

Der Schiffsjunge lachte.

„Aber da haben wir uns gerächt. Da sind wir dann zu zwanzig am nächsten Tag ausgezogen in die Gegend, natürlich die Opiumhöhle haben wir nicht gefunden, aber es gibt ja viele, und zu dem englischen Polizisten, der uns gefragt hat, was wir da wollen, haben wir gesagt, daß wir uns rächen wollen, er solle weggehen. Da hat er gelacht und hat gesagt, er sieht nichts. Und er ist weggegangen. Und da haben wir ein ganzes Haus demoliert.

Natürlich man muß sehr vorsichtig sein, weil die europäische Polizei oft wechselt. Die Polizeigewalt hat immer die Nation, von der gerade am meisten Kriegsschiffe im Hafen liegen, zum Beispiel in Hankou, da war gerade ein amerikanisches Kriegsschiff eingelaufen, und da haben die Amerikaner die Polizei gehabt, und jeder schreibt eine andere Polizeistunde vor und andere Bedingungen, was und wie lange getrunken werden kann. Und da hat ein Freund von mir und ich drei amerikanische Matrosen eingeladen, und als wir beim Trinken sind, da kommt eine französische Patrouille und will uns abführen. Da haben wir gesagt, daß die drei Amerikaner unsere Gäste sind. Aber das hat nichts genützt, und die Franzosen haben Gewehre und Bajonette gehabt und sind auf uns losgegangen. Wir haben alle fünf keine Waffen bei uns gehabt, und da mußten wir uns mit Gläsern und Stühlen behelfen, wir haben viel abgekriegt, die Franzosen aber auch.

Davon habe ich die auf dem Schädel," sagte der Schiffsjunge und zeigte, „und dann haben sie uns auf unser Schiff transportiert, und der Arzt hat uns ver-

näht. Am nächsten Tag kommt der zweite Offizier zu uns ins Krankenzimmer und hat gesagt, wir müssen gleich aufstehen und mitkommen, weil ein amerikanisches Boot da ist und uns vor den amerikanischen Admiral holt, und es täte ihm leid, aber er könnte uns nicht helfen, er sei machtlos, und wir müßten das ausfressen, was wir uns eingebrockt hätten. Da sind wir mit unsern verbundenen Köpfen an Deck, und dann sind wir auf das amerikanische Flaggschiff gebracht worden zum Admiral."

„Um Gottes willen", sagte die Mutter.

Der Schiffsjunge lächelte. „Der Admiral", fuhr er fort, „hat uns zuerst vom Kopf bis zum Fuß gemustert, und dann hat er uns angefahren, ob wir wüßten, was er mit uns tun könne. Da haben wir gesagt, daß er tun kann, was er will, aber wir hätten die drei amerikanischen Matrosen eingeladen, die seien unsere Gäste gewesen, und die konnten wir nicht im Stich lassen. Da hat der Admiral gelacht und gesagt, er hätte noch keine zwei deutschen Matrosen gesehen, die sich für Amerikaner geschlagen hätten, und wir bekämen jeder von ihm zwanzig Dollar und seien heute mittag seine Gäste.

Die zwanzig Dollar", fuhr der Schiffsjunge fort, „habe ich mir aufgehoben, und die waren der Anfang von dem Geld, was ich mir gespart habe, so daß ich jetzt mein Steuermannexamen machen kann, ohne daß ihr Sorgen durch mich habt."

Der Stiefvater ging ganz langsam, und er nahm sich in acht, daß seine Schuhe auf dem Parkett des Zimmers keinen Lärm machten. Es war eine Zeitlang ganz ruhig im Zimmer.

„Bist du auch einmal ins Wasser gefallen?" fragte die Tante in plötzlicher Erlebnisgier.

„Einmal vom Mast herunter beim Segelreffen," antwortete der Schiffsjunge, „aber da haben sie mich auf Deck festgehalten, und ein anderes Mal bei einer Boje, das weiß ich jetzt nicht, war das in Indien oder in Japan, weil man da keine Anker werfen darf; sondern da verteut man an den Bojen. Und weil es ewig nicht geklappt hat, da hat der Offizier gesagt, ich und noch einer sollen 'runter und helfen. Als wir auf der Boje sitzen, und weil es zehn Grad Kälte hatte, die Finger ganz klamm waren, kriegen wir die Kette nicht an, und das Schiff kommt auf die Boje zu, und die legt sich ganz schief.

Da ist mir mein ganzes Leben durch den Kopf gegangen, es ist komisch, wie schnell das geht, da habe ich die Mutter und dich und die Kleinen gesehen, und es war so, als ob ich ganz wo anders wäre. Da habe ich schnell gedacht, retten kann ich mich nur, wenn ich recht weit weg ins Wasser springe, und das habe ich auch getan. Da haben die oben zu lachen angefangen und mir zugerufen, ob es kalt sei."

„Scheußlich", sagte die Mutter.

„Ach, da muß man nur Humor bewahren, Mutter. Ich habe hinauf zugerufen, sie sollen herunterkommen und selber probieren. Und dann habe ich die Kette doch festgekriegt. Dem andern aber hat es das Bein abgequetscht.

Es ist gar nicht so leicht," sagte der Schiffsjunge, „wenn Sturm ist, so die Segel zu fangen, die fünfzehnmal dreißig Meter groß sind und ganz steif, und Draht ist drinnen."

„Wie hält man sich denn dabei fest?" fragte die Tante.

„Man muß sich mit dem Bauch fest an den Mast anstemmen", antwortete der Schiffsjunge.

„Aber es ist doch nicht immer Sturm?" sagte die Mutter, und ihre Frage war wie eine Bitte und wie eine Rechtfertigung vor sich selbst.

„O nein," antwortete der Schiffsjunge, „wenn Passatwind ist, sind die Nächte wunderschön. Da ist das Wasser ganz glatt, und du siehst nichts davon. Das ist dann gerade so, als schwebe man in freier Luft. Unter einem eine dunkle Fläche, vorn und rückwärts die kleinen Petroleumlampen auf Deck, hie und da knarrt ein Segel und ein Tau, und oben sind die Sterne. Wenn man da Wache hat, wir müssen immer zu zweit wachen, immer vier Stunden lang, dann geht man auf Deck hin und her — wenn es warm ist, schlafen auch die andern an Deck —, und da fragt auf einmal einer neben dir: ‚Glaubst du an Gott?'

Und dann sagt einer zu einem: ‚Geht ihr gar nicht schlafen?' Und dann ist die Wache schon zwei Stunden lang vorüber, und man hat immer noch geredet.

Bloß", sagte der Schiffsjunge und sah plötzlich wie ein alter Seebär mit seinen Kinderaugen sorgenvoll vor sich nieder, „heiraten kann man als Matrose nicht gut. Was soll eine Frau anfangen, wenn sie so mit ihrem Kind immer ein oder zwei Jahre allein ist, bis man wieder nach Hause kommt?"

Da stand die Mutter auf und ging zum Schiffsjungen und strich ihm langsam zart liebkosend über den Scheitel. Und dann gab sie ihm einen Kuß und sagte: „Nun wollen wir schlafen gehen." Sie schritt mit ruhiger Bewegung zu ihrem Mann und gab dem seinen Gutenachtkuß, und dann sagte sie mit einer sonderbar kurzen, fast harten Stimme zu der alten Jungfer, die

mit daran schuld war, daß für den Schiffsjungen kein Geld dagewesen war: „Du gehst jetzt wohl auch! Sage den Mädchen, daß sie dich hinunterführen."

Und dann war der Schiffsjunge mit dem Stiefvater allein, und es war, als träte das weiche, sorgenlose Kind, das der Mann einmal war, in diesen und sähe aus seinen Augen.

Er gab seinem Stiefsohn die Hand und sagte: „Du bist ein ganz famoser Kerl", aber dann stockte er, als ob das schon zuviel gewesen wäre, und sagte:

„Geh jetzt schlafen", und er verschwand, als schäme er sich seiner Weichheit oder über etwas anderes, durch die Tür.

Der Schiffsjunge steckte die Hände in die Hosentaschen und sah sich etwas enttäuscht um, und dann ging er mit den durch die harte Arbeit breit herausgearbeiteten Schultern nach rechts und links wippend in das Gastzimmer, in dem er die paar Tage, die er noch zu Hause sein durfte, schlief.

# Vater und Sohn

Nur die dunkeln, kaltwägenden Diplomatenaugen lebten im gelblichen Antlitze des Barons von Seckendorff. Sie glänzten im Kerzenlicht des düsteren Vorzimmers im Berliner Schloß. Schmerzlich senkte Seckendorff den gepuderten Kopf, er sprach mit sanfter Stimme zum diensthabenden Offizier des preußischen Königs:

„Meine Kaiserliche Majestät zu Wien wird außerordentlich bedauern, die Indisposition ihres erhabenen Freundes und getreuen Mitmonarchen zu erfahren." Lauernd band sich Seckendorffs Blick an die spiegelnde lackierte Leinwand, auf die geschmacklos Friedrich Wilhelms Hand seinen längsten Soldaten hingepinselt hatte. „Melden Sie mich!" Des österreichischen Gesandten Stimme wurde herrisch. „Seine Königliche Majestät befindet sich vielleicht nicht im Zustande, den Kaiserlichen Gesandten, jedoch sicherlich und gern in der Lage, den tief verehrenden Freund Seckendorff vom Tabakkollegium zu empfangen, die ‚liebste und getreueste Seele', wie erst gestern Seine Königliche Ma-

jestät mich, huldvollst auszeichnend, zu titulieren geruhte!"

„Es ist königlicher Befehl: ‚Außer dem Herrn Kronprinzen ist niemand vorzulassen!'" Böse fragend, bestürzt schlich Seckendorffs Blick in des preußischen Ministers gemeines Antlitz. „Was heißt das?" Grumbkow fühlte den Vorwurf seines kaiserlichen Geldgebers. Er zog den Schurkenmund krumm. Tonlos, den andern zur Vorsicht mahnend, sprach Grumbkow: „Ich meine, ich höre des Kronprinzen Kutsche!" Nasse Blätter warf der Wind an die Fensterscheiben. Seckendorff trat zurück, flackernd sah er zur Korridortür. Aus dem Kreise der wartenden Diplomaten trat der russische Ambassadeur; er fragte brutal:

„Was ist das so plötzlich mit dem dicken König?"

Seckendorff zuckte die Achseln; er überlegte seinen Brief nach Wien. Sonderbar tat plötzlich dieses frischgebackene Königreichlein, über das dieser gewalttätige Barbar dort hinter der Tür regierte! Preußens königliche Garderobe bestand nur aus zwei Hosen und drei Röcken, aber die langen Soldaten seiner Marotte kaufte und drillte der Geizhals wie verrückt! Seckendorffs Hand hob sich.

„Man muß auf geistlichen Zuspruch für Seine Majestät bedacht sein!" mahnte er, der Hofprediger war bestochen, des Königs Seele nach dem Wunsche des Kaisers in Wien zu ängstigen. „Wo bleiben die Königin und die Prinzessinnen, wenn es mit Seiner Majestät tatsächlich schlecht steht? Warum sind sie noch nicht hier?"

„Sie wurden nicht empfangen, Herr Baron!"

Unruhig trat der englische Gesandte näher. „Der geizige Tyrann wird endgültig wahnsinnig geworden

sein!" Der französische Geschäftsträger lachte. „Dieses Preußen ist eine tollwütige Galeere, die ein Narr im Sturm steuert." Er flüsterte Seckendorff zu: „Ich habe verbürgte Nachrichten, daß die Keller des königlichen Schlosses voll von Silberbarren sind! Dabei bewirtet uns dieser Barbar schlechter als Bauern; il est fou!" Sie schüttelten sich d'accord die Hände. Seckendorff flüsterte bedauernd dem Engländer zu: „Leider, leider hat sich der Schlagfluß scheinbar wiederholt? Die arme, die bedauernswerte Königin! Wird England sehr ... trauern?"

„Wir sind alle in Gottes Hand."

Unbeweglich standen die vier baumlangen Grenadiere mit den scharf geladenen Flinten vor ihres Königs Tür; sie sahen aus wie gefährliche, wie streitsüchtige Puppen.

Eilige Schritte kamen im Gang: ein leichter Tritt, der vorklang, und wuchtige Soldatenstiefel, die hinterdrein den Kehrreim traten. „Der Prinz hat scheinbar sehr plötzlich seine väterliche Kerkerhaft vergessen? Er läuft ja!?" Zwei weitere blaue Riesen marschierten ins Vorzimmer, sie machten „rechtsum" und „linksum" und faßten Posto. Zwei Kammerdiener mit Wachslichtern geleiteten die kleine zierliche Gestalt des preußischen Kronprinzen. Galant grüßte Friedrich die Vertreter der europäischen Großmächte.

„Ich begrüße Sie, edler Freund und Gönner Grumbkow!" sprach des preußischen Kronprinzen helle Stimme zu dem Mann, der ihn bei seinem Vater verleumdet hatte, der ihm die entehrende Kerkerhaft zu Küstrin verschafft hatte. „Ich fühle mich beruhigt, da ich Sie in meines Vaters Nähe finde!"

„Wie portiert sich Eurer Königlichen Hoheit hochliebenswerte Frau Gemahlin?" antwortete Grumbkow.

Höhnisch rieb er sich die Hände; die erzwungene Heirat des Prinzen mit der unbedeutenden Prinzessin war sein Werk gewesen! „Gut?“ Friedrich lächelte; er sah zum diensthabenden Offizier.

„Darüber wird Seine Majestät wohl mit mir zu sprechen wünschen.“ Seckendorffs Rücken krümmte sich; der Kronprinz eilte zur Tür, vorsichtig pochte er an. Sein geneigt horchendes Haupt erhob sich, auf den Zehenspitzen trat der preußische Kronprinz in seines Vaters Zimmer. Scheu flackerten im Luftstoß der Tür, die sich sofort wieder geschlossen hatte, die Kerzen im Vorzimmer.

„Parbleu,“ sprach der Franzose, „dieser kleine Prinz hätte das Zeug, einen Großen agieren zu wollen?“

Der Russe lächelte. „Mir scheint gar, Ihr habt Angst vor dem Kind?“ — „Grumbkow,“ sprach Seckendorff, „es erregt sicherlich Seine, uns allen so hochwerte Majestät, in der Stunde schwerer Krankheit mit dem selbstherrlichen Prinzen allein diskutieren zu müssen! Leicht beliebt es dem Prinzen, seinen hohen Herrn anzufahren! Wir wollen das verhindern! Meines Kaisers Majestät,“ fuhr Seckendorff fort, „die den König innig liebt und verehrt, hat ein Recht, durch mich Zeuge einer Unterredung zu sein, die für die hohe Gesundheit unseres Freundes schädigend wirken kann.“ Grumbkow gehorchte. Feinohrig schlich er zur Tür. Seine Hand, die auf der Klinke lag, zitterte. Er drückte die Tür auf, ein schmaler Spalt entstand. Vier Perücken lauschten.

Spreizbeinig standen die Grenadiere; feindselig senkten sie ihre Flinten mit den langen Bajonetten. Der diensthabende Offizier Friedrich Wilhelms zog den Degen. „Seine Majestät gab ausdrücklich Befehl, daß seine Tür strenge bewacht sei! Vor jedermann! Mein

Kopf haftet!" Der Offizier schloß die Tür; Grumbkow lachte verzerrt. „Es wird unserer Majestät Ärger bereiten," sprach er drohend, „was schwere Ungnade für den verantwortlichen Offizier bedeutet, erfahren zu müssen, daß hirnloser Übereifer sie von ihren getreuesten Freunden trennte." Grumbkow ging; nun blieb nur mehr das allwissende Loch in der königlichen Zimmerdecke! Grumbkow lief die Treppe empor.

Er rannte in sein Dienstzimmer, er warf sich auf den Bauch und spähte nieder:

Nur eine Kerze brannte. Ganz vorn im großen Zimmer, fern dem Kamin, saß des Königs unförmige Gestalt im Krankenstuhl. Das holländische Linnen des Hemdes am schweratmenden, blauroten Halse war aufgerissen. Aufgedunsen blähte sich das faltige Antlitz. Mühevoll hielten die schwarze abgewetzte Tuchhose und die Strümpfe die wassersüchtige Fleischmasse zusammen. Grumbkow streckte sich; der sterbende König redete, es war nicht zu vernehmen, was. „Mein Sohn," sprach der König stockend und röchelnd, „leg' Er Sein Ohr an meinen Mund." Rauschendes Poltern, das aus der Mauer kam, schoß störend, verdeckend zwischen die Worte. „Hier vermag uns niemand zu belauschen; das Dachrinnwasser kullert wacker und laut! Stoß Er noch einmal, zur Sicherheit, mit dem Degen unter mein... Bettgestühle!" Der Prinz im Zimmer drunten zog blank und gehorchte.

„Nichts, mein allergnädigster Herr Vater und Herr!"

Krampfhaft umgriff Friedrich Wilhelms Hand, beschwörend, seines Sohnes schmale Schulter. „Fritz", hauchte er. „Es ist Zeit! Die Hundsfötter vor der Tür vermeinen mich verrückt; ich erlass' Ihm das Geständnis, daß Er gleicher Meinung sei! Ich bin's zufrieden! Ich

hab' dadurch rüsten können in Ruhe! Es darf nur einen Herrn in Deutschland geben! Wir steigen auf! Wir gehen hoch, wie Österreich ... niedergeht! Fritz! Geiz und Wahnsinn für meine großen Soldaten waren Fahnen, die ich gegen den ängstlichen Haß des kaiserlichen Hauses aushängte, um mich gegen den Neid der Mächtigen zu wehren! Ich bin klar geistig; ich war's immer! Glaub' Er mir! Statt der zugebilligten zwanzigtausend Soldaten hinterlasse ich Ihm hunderttausend! Wien hätte mir das nie erlaubt, hätte nicht immer mein ‚Freund Seckendorff' berichtet, ich ‚spiele' als Narr ‚Exerzieren'; ich hab' den Hund angeführt! Jetzt wittert er den Braten. Zu spät! ... Verspielt! Ich maß die Krawatten und Röcke mit der Elle, wenn ich mich an meiner Kerls Muskeln freute, die nun aktiv werden müssen! Fritz! Müssen! ... Ich hab' alle, alle angeführt für Ihn! Die Landeinnahmen sind verdoppelt!" Bang, in heißer Angst fragend und zugleich wie aus dem Grabe heraus tyrannisch befehlend, klammerten sich des Sterbenden vorquellende Augen in seines Sohnes Blick. „Schwör' Er mir, bei Gott dem Allmächtigen, der dran ist, mich zu richten, daß Er dem ... Vaterlande treu ... sein wird! Werd' Er kein Franzos! Wir sind ein kleines Land; ich hab' Ihm Geld, Kraft und Möglichkeiten geschaffen, es zu vergrößern! Fritz, räch' Er mich! Versteht Er jetzt, daß ich hart zu Ihm sein mußte, als ich hart war?! Ich konnte Ihn mit keiner Großmacht verschwägern! Weiber mit Einfluß... lähmen! Er mußte davon frei sein! Regieren heißt: verzichten auf Menschenglück. Politik braucht Zeit ... der eine verzichtet und rüstet, der andere schlägt und verzichtet. Ohne uns ist Deutschland tot! Das ... darf... nicht ... sein!" Friedrich Wilhelm röchelte. „Nicht leicht,

Fritz, von allen mißverstanden, verhöhnt zu sein, um die Pflicht zu tun; selbstlos schaffen, als erlebe man noch die Folgen seines Lebens! Er wird's mir im Kugelregen danken, daß ich Seinen Freund, vor Seinen jungen Augen, hinrichten ließ, daß Er mit keiner ... Großmacht ... verschwägert ist. Er muß los, Fritz, sobald auch der Kaiser in Wien starb, gleich los! Greif' Er die Maria Theres' an, mit aller Kraft! Er ist hart jetzt! Er wird siegen! Fritz, Er wird mir siegen; ich will's! Er braucht keine Maske mehr! Verkauf' Er die silbernen Services; sie sind ... heimlicher Kriegsschatz! Den silbernen Balkon! Die langen Kerls ... aufteilen! Sie sind Offiziersmaterial! Fünf neue Regimenter kann Er damit bespicken! Handhab' Er mir ... segensreich, wofür ich ein Leben hinters Licht trat! Er muß mein Grabmonument sein! Grumbkow ... ein Schuft, bestochen von Seckendorff! Im Testament alle Namen! ... Alle benützt! Alle betrogne Spione! ... Sie zahlten meine Beamten, ich konnte dadurch Abzüge machen für — Soldaten! Luft!! ..." Der unsichere Schein der hastig gehobenen Kerze beflackerte des Kronprinzen tränenüberströmtes Jünglingsantlitz, aus dem harte Blicke mit abbittendem Flehen zum Gesichte des sterbenden Königs schossen.

„Mein Vater!?"

Friedrich stürzte auf die Knie; im Armstuhl saß eine dicke Leiche. Strenge sahen die gepinselten Flügelmänner der Leibkompanie von den Wänden auf Preußens neuen König nieder. Ehrfürchtig zuckend berührten Friedrichs Lippen die abgetretenen Schnallenschuhe des toten Vaters.

Preußens neuer König erhob sich; er ging mit festen Schritten zur Tür. Er öffnete sie. Um Jahre gealtert stand Friedrich im Kerzenschein vor den Diplomaten,

umringt von seinen sechs riesigen Soldaten. Friedrichs Augen blitzten; seine Stimme war wie ein Hieb:

„Ich bin jetzt der König von Preußen! Wie portiert sich Ihre alte Majestät zu Wien, Freiherr von Seckendorff? Ich hoffe für ... Österreich und dessen Freunde ... gut? ...“

# Im Brünner Spielberg

Kerkermeister und Schmiedgehilfe entfernten sich, scheu zurückblickend, aus der Kerkerzelle. Sie hatten dem kaiserlichen Befehl gehorcht. Sitzend, im Sinne schwerster Verbrecher, war der Eingekerkerte an die Wand geschmiedet. Die Bohlentür der Marterzelle sank zu; der Schein der Fackel im Kerkergang beschien durchs Futterloch ein reglosses junges Antlitz von hochgezüchteter Vornehmheit. Zum Greifen nahe umdrohten es die aus den Felsen des Wallgrabens gehauenen nassen Wände des Kasemattenlochs. Auf dem kleinen unratbesudelten Viereck des Bodens lag faulendes Stroh. Des Inhaftierten Blick sah zur hellen Luke, durch die noch immer das Fackellicht huschte, als wolle es ihn mitleidig nicht verlassen. Die Kerkertür stöhnte auf, mächtige Querstangen und Riegel preßten sie zu, Schlüssel und Schlösser klirrten; das Licht verschwand — kam wieder, wanderte mit dem entfernenden Hall der Stimmen und Schritte davon. Versank! Der Inhaftierte machte eine jähe Bewegung, daß die Ketten klirrten, wie ein Felssturz fiel das schwarze formlose Dunkel des

unterirdischen Gefängnisses auf den Verlassenen nieder. Das scharfe Halseisen schnitt ihn in die Kinnlade — Nässe sprühte ihm ins Antlitz; schmatzend begann die Röhrenöffnung über dem Kopfe ihr Wasser auszuspeien. Das Wasser war kalt; hell klangen die fallenden Tropfen in der schwarzen Finsternis. Der Häftling drehte den Kopf. Jetzt rann's ihm über die Wange. Undurchdringlich stand die Finsternis...

Der gewaltsam weggedrehte Hals schmerzte, die eiserne Mundbirne, die beißender Pfeffer füllte, drückte die Zunge nieder, der Seufzer, den die verlassene Seele tun wollte, starb mit röchelndem Gurgeln. Unruhig schob der Eingekerkerte den Körper hin und her — der aus der Felswand um seinen Leib greifende Eisenring preßte ihm die Rippen einwärts. Vorsichtig ließen die Hände, die durch Ketten querüber mit den Füßen verbunden waren, die schwere Eisenkugel, die dem Inhaftierten am Halse hing, sinken; die wuchtende Kugel zerrte das Kinn an die scharfe Kante des Halseisens nieder, das den Kopf an den zackigen, schmerzenden Felsen fesselte. Der Mann nahm die Kugel wieder hoch. Reglos saß er.

Die Finsternis brummte und summte... Sie rauschte? Tapp, tapp, tapp!... Aufreizend fielen quälende Tropfen aus der dunkeln Unendlichkeit herab. Die Arme, der schweren Last ungewohnt, begannen zu zittern. Der Eingekerkerte wollte die Zähne aufeinanderknirschen, damit ein fester Punkt wenigstens sei im Chaos der Finsternis, umsonst; die Mundbirne hielt die Zähne getrennt. Die Ellenbogen suchten vergeblich Stütze auf den Hüftknochen. Die Finsternis brauste stärker; ihr Ton stieg auf wie das Läuten ferner Kirchenglocken. Wie ein Schmiedhammer schlug das Herz, dröhnend bang, bis zum Hals hinauf. Kalter Schweiß trat aus dem Kör-

per des Verlassenen. Angespannt horchten die weit aufgerissenen Augen ins Pechdunkel des Nichts hinaus! Etwas kam auf ihn zu! Keuchend schob der Mann seinen hilflosen Körper; überall fand er unerbittliche, eisenharte, schneidende, marternde Grenzen. Vorsichtig bewegten sich die Füße; sie zerrten die Halskugel nieder. Der Mann saß reglos, er schloß die Augen. Mit der ganzen Kraft seines Selbsterhaltungswillens zwang er sich zu ablenkenden Bildern der Erinnerung.

Gigantisch war im Aufbau der schrägen Wall-Etagen des Spielbergs massige Kontur in die blaue Frühlingsluft vor ihm aufgestiegen. Lieblich durchschrillte Lerchentrillern die Treibhausluft des mährischen Landes, das von Blütenduft und fettem Ackerschollengeruch erfüllt war. Schattend lief die dicke, weiße, ballige Lenzwolke im Himmelsblau über den braunroten Steildächern. Der hohe Kapellenturm mit dem glänzenden goldenen Kreuz im Sonnenschein schnitt sie entzwei; jach spannte sie, als hätte sie der Niederblick in die dunkeln, dickumquaderten Höfe des Staatsgefängnisses entsetzt, ein Windroß vor; mit scharfer Wendung glitt sie über die tiefer liegende Stadt, wild, freiheitsdurstig, hinweg, hinaus in das freie Land.

Der Fußpfad, den die Malefikanten heraufschreiten, ist schmal und steinig! Bei der Johannesstatue machen sie halt; die begrabenden, gehässig auf sie nieder lauernden Bastionen vor den erschaudernden Augen. Hier beten sie noch einmal im Sonnenlicht. Dann geht's empor, über die Treppen und Stufen, die in den Felsen gemeißelt sind, der Hölle zu; vorbei am Wachgebäude, über den sumpfigen Festungsgraben, in dem die Flüchtlinge ertrinken; durch breite, hallende gewölbte Gänge; durch die Falltür versinkt der Verurteilte für immer ins

Grab der Kasematte. Schleicht da nicht etwas... Nein! Weiter! Weiter!! Weiter! Wie Hofnarren ihres grausigen Schicksals sehen die Sträflinge aus! Edelleute, Grafen, Militärs, Beamte, Mörder, Fälscher, Hochverräter, Ketzer und Goldmacher, Landstreicher. Weiße, runde, breitrandige Hüte, zweigeteilte, graubraune Jacken, ebensolche Hosen tragen sie; braun ist das Bein unter dem grauen Jackenfleck, grau das Bein unter dem braunen Jackenfleck! Im Stockhaus schrien die Weiber, befreiend erwürgt dieser Ekel den Kummer. Unschuldig saß und starb hier, nach dreißig Jahren, der Förster!... Die Frau! Gerichte sind voll Irren und Lug! Sie sind Menschenwerk; Menschenwerk ist voll Tücke; das Urteil unterzeichnet der — Kaiser!

Keiner kann alles prüfen! Keiner! Man muß viele Urteile unterzeichnen, ohne zu prüfen; die Hölle kann nicht ärger sein!

Feuer entzündeten sich vor des Eingekerkerten Augen. Die Funken tanzten und sprangen wie winzige Teufelchen, sie tollten, sie rasten armeschwingend, zickzackten wirr durcheinander, sie vermählten sich zu einem drehenden hellen Fleck, voll von Pünktchen und fahrenden Müsterchen, umzogen von einem rotierenden rötlichgelben Ring. Ordnungsloses Sehnsuchtsschreien, gestikulierendes Suchen nach der versunkenen Sonne waren die schwingenden, wie tobsüchtig wiegenden Farben. Sie stießen sich ab, zogen sich an, roulierten, sie ordneten sich im tollsten Wirbeln, sie rotierten schneller, immer schneller, rasend schnell; sprühend, jagend floß im Kerkerdunkel ein Feuerrad neben dem andern im erfrierenden Hirn des Eingekerkerten zusammen. Verzweifelt abwehrend schlug des Mannes Kopf an den kantigen Fels; wuchtend entsank den gelähmten Händen die

Kugel, sie riß wieder das Antlitz ins scharfe Halseisen. Der Eingekerkerte saß wie tot. Der Rücken schmerzte, als risse man das Fleisch in Fetzen davon, der Kopf brauste und wirbelte; Glocken läuteten! Abgehackt saß der Leib. Wildheftig hob und senkte der Inhaftierte die Schenkel, die Fußschellen klirrten. Er hatte noch Füße! Klirr-klirr, kling! Sie hatten sich treulos davon schleichen wollen! Das gibt's nicht! Die Wände hohnlachten, sie brüllten auf. Methodisch regte der Mann, den Steinboden ängstlich mit den Sohlen festhaltend, die leblosen Zehen. Lautlos. Der Schenkel zuckte: etwas Feinkralliges kitzelte darauf, kratzte, lief, stach und biß! Die Kugel in der Rechten, mit aller Kraft sie emporstemmend, schlug des Gefangenen Linke zu; die Ratte ließ ab. Mit Händen und Füßen lärmte der Mann; der schmerzende, ausgetrocknete Gaumen blieb stumm; wund rieb sich die verzweifelt kämpfende Zunge an den ansaugenden Rändern der Mundbirne. Die Wände rückten zusammen, von vorn und von hinten, von rechts und von links, von oben und von unten, von allen Seiten, als drehten unsichtbare Schergen an den Schrauben der Finsternis, die ihn umklammerte. Zu glühendem Eisen wurde die Kugel, tötendes Eis in den froststarren Händen. Zwei, drei, vier, sieben, unendlich viele Feuerräder, blau-rot, rot-blau, grün-gelb, in allen Farben, hierhin und dorthin tanzten sie, sie drehten sich von neuem. Der Kopf schmerzte; des Scheitels Haut, vom bohrenden Tropfenfall auf immer die gleiche Stelle überempfindlich gemacht, spannte und brannte wie glühendes Pech. Rattenscharen glitten vorbei, Ekel warf den Kerker empor, er sprang nach links, nach rechts, nach vorn und hinten, er sank und stieg mit dem Verlassenen. Rasend schlug der jetzt mit den Handschellen.

Er tobte mit Händen und Füßen. Die Tür flog auf, Männer stürzten herein. Der Gemarterte saß wie tot. Schweißbedeckt. Sie warfen sich auf die Knie nieder, der Kerker füllte sich mit hilfebereiten Menschen. Die fesselnden Ketten und Bänder fielen.

Reglos, aschfahl saß der Befreite im flackernden Fackellicht. Entsetzensgekreuzigt. Sie hoben ihn; sie stützten ihn ehrerbietig. Blut rann von seiner Kinnlade.

„Majestät!!?..."

Mit jähem Ruck erhob sich Kaiser Joseph aus den helfenden Händen. Mit raschem Schritt, die elegante Gestalt niederkrümmend, trat er durchs Türloch; schaudernd, tief atmend, in den Gang hinaus. Zwei Diener sprangen zu; sie trockneten des Kaisers Antlitz, sie wischten ihm das Blut ab. Graf Lascy überreichte die Allongeperücke. Die Arme hebend, daß ihm die Herren der Suite den Degen umgürten konnten, mit dem Blick seiner großen Augen den Festungskommandanten des Spielbergs und den Gefängnisgeistlichen im Jesuitenhabit vorwurfsvoll überflammend, das pockennarbige Gesicht zuckend und bleich, sprach der Kaiser:

„Die Marterzellen werden von heute ab leer, und unter ewigem Verschluß gehalten! ... Ihr saßet noch nicht darin! — Traurig, daß ich erst an mir selbst den Versuch machen mußte, die tierische Roheit der veralteten Gerichtsordnung zu erkennen!" Er wandte sich an den Kommandanten: „Die Inhaftierten werden sofort delogiert und in menschenwürdigen Trakten untergebracht! — Graf Lascy," sprach Kaiser Joseph, den Arm seines Freundes ergreifend, „ich will in die Sonne! Schließt auf!" befahl er, die lange Reihe der wortlos schluchzenden Delinquentenzellen entlangweisend. „Genug, daß man sie unschädlich machen muß, wo sie

doch nichts dafür können...“ Er brach ab. „Kommt, Graf Lascy!“ schloß er, „Kommt!“

Des jungen Kaisers Gestalt ging schwankend an der vollbesetzten Leichenkammer vorbei, der Falltür zu, die nach oben zur Sonne führte. Hastig, ohne Hilfe, schwang sich Kaiser Joseph hinan.

Als er die Sonne unverändert geruhsam im Himmelsblau leuchten sah, blickte er tränennaß zum Gestirn der Ewigkeit auf, er breitete die Arme. Er stand, Kraft erflehend, unter der Allongeperücke auf dem dunkeln Wall im Frühling.

# Der 14. Oktober 1806 in Sanssouc

Reglos und einsam stand in der kristallklaren stille
Herbstluft des frühen Abends Friedrichs des Große
Invalide, der Beschließer von Sanssouci. Auf der obe
sten Terrasse, vor des Großen Königs Sommersitz, d
hoch über der nebelumgrenzten Weite von Potsdam
friedlicher Havellandschaft thronte. Hart war das Hol
bein des Invaliden am abstürzenden Rande der Terras
in den Sand eingestemmt; die schrumpfigen Greiser
hände lagen als Schallmuscheln an die Ohren gepreß
der zahnlose Mund klaffte offen in angestrengtem Lau
schen. Fragend, in höchster Spannung starrten die gell
lichen Augäpfel zu Friedrichs Arbeitsfenster, das se
zwei Jahrzehnten verwaist war. Tief unten auf den g
schlungenen Wegen des herbstbunten Parks wandelte
die letzten Spaziergänger heimwärts. „Heut nich!" wo
des Invaliden barsche Antwort den ganzen Tag über g
wesen, zu jedem, der die Vermessenheit besaß, heute i
des toten Königs Zimmerflucht Einlaß zu begehren. Gin
einer nicht gleich oder klimperten sie gar mit Geld i

den Taschen, dann sah sie der alte Husar auf seinem „hölzernen Pferdchen" wild an und tat mit der Faust einen erläuternden Lufthieb. „Schwere Kanonade!" sagte er. Mitleidig lauschten sie für einen Augenblick, flüchtig, ungläubig; spöttisch schüttelten sie, da sie nichts in der hohen Stille hörten, die Köpfe und gingen. Sie wollten, da Preußens Armee im Thüringischen knapp vor dem Siege über Napoleons Heer stand, in der freudigen Erwartung der Siegesnachricht, nicht mit dem alten Narren streiten.

Des Mittags waren zwei Herren dagewesen; sorgenvoll hatte der eine gesagt: „Jedes Genie stiftet Schuld und Unglück zum Positiven, das es schafft. Die Nachäffung erzeugt durch den Stumpfsinn, mit dem die Nachfahren auf seinen Lorbeeren schlafen, nach seinem Tode stets Niedergang. Ich habe wenig Hoffnung . . ."

Seither stand Friedrichs alter Soldat reglos, mit gelähmten Nüstern und drohenden, blutunterlaufenen Augen, ins dumpfe Brodeln und Brummen der Ferne verkrampft, das seinen schlachtgewohnten Ohren nicht stumm war. Verlassen stierte der Alte in die Nacht, die langsam über die Galeriestufen heraufgestiegen kam. Das Brodeln und Brummen — schwieg! Lautlos schräg werdend sank der mächtige Baum, der, über den Rand der Terrasse geneigt, trotzig zum Himmel gestarrt hatte. Der morsch niederbrechende Baum, dessen aufrechter Anblick Friedrich dem Großen oft Freude gegeben hatte, hat einen klatschend beginnenden, dumpf endenden Fall ins auseinanderspringende Ziergesträuch tief unten. Fragend, anklammernd und entsetzt fuhr des Beschließers Weißkopf zu Friedrichs Fenster herum: es war unverändert trüb, blind und verschlossen!

Geruhsam begann auf dem Hang die Windmühle im Abendwinde ihren Drehgang: hinauf, hinunter ... hinauf.

Finsteres Gewölk schob sich über Sanssouci. Unbesiegbar blickte Friedrichs des Großen Fenster in den losheulenden Sturm.

# Yorck

Bösartig blendete vom Rande der Ebene herüber die untergehende Oktobersonne. Sie beschien inmitten der weiten Flußlandschaft zwei Reiter. Yorcks linke Hand hob sich zum mächtigen Dreispitz; sie zerrte den Hut tiefer herab auf das im Abendwind flatternde Weißhaar. „Sie sehen, Herr Rittmeister," sprach Yorck, „meine Jäger sind ausgeschwärmt!" Verschlossen, unnahbar, schroff Distanz haltend, streifte der drohende Blick aus Yorcks starren Augen den arg mitgenommenen Ordonnanzoffizier; prüfend sah Yorck zur Stellung der Seinen nieder, über sie hinweg, über Damm, Wiese, Sumpf, Straße und Wälder, aus denen Napoleons verfolgende Kavallerie, wie hurtige Zappelfleckchen, den im Gelände verkrampften preußischen Jägern entgegenlief. Herb war Yorcks Mund zusammengepreßt. „Sagen Sie General Blücher, er käme über die Elbe!" Der Adjutant stand in den Bügeln, zum Zurückgaloppieren vorgeneigt. Flehend, bei zitternder Hand blickte er noch einmal Yorck an; er wollte größere Sicherheit haben, für die letzten Reste der zertrümmerten Armee seines fliehen-

den Königs! Dunkelrot färbte sich Yorcks Antlitz; er verstand! Ein preußisches Offizierswort galt nichts mehr nach diesem schmachvollen Zusammenbruch. „Darf ich ... wirklich melden ...“ stoßend, aufreißend gellte Hornschrei. Die Schwarmlinien entlanghetzend! Wie ein gereizter Eber saß Yorck auf seinem Pferd: blauweißrotes, silberüberglänztes Gewimmel prallte an. Wie ein Uhrwerk begannen Yorcks dünne Linien wohlgezieltes Einzelfeuer; Yorcks Ohr unterschied die genaue Befolgung seines Exerzierreglements, des Exerzierreglements, das durch die verantwortungslose Kabinettsregierung nicht das Reglement der verkalkten, vernachlässigten Armee geworden war. Yorck wandte den Kopf; weitab in der trauernden Landschaft floß die Elbe. Zarte Nebel schützten die Kähne, die, aufgeregt-ängstlich, das bleifarbene Wasser querten: in wüsten Haufen ballten sich unter dem Abendhimmel die deroutierten Armeeteile. „Hoffentlich bringt der General von Blücher die Geschütze zuerst in Sicherheit! Sie sind des Königs letzter Besitz!“ Die sterbende Sonne riß helle Blitze aus dem Bild: die Zwölfpfünder waren schon auf den Schiffen! „Kommen!“ befahl Yorck und ritt an. Er ritt mitten in das Feuer der französischen Tirailleure, die Marschall Soult, spöttisch, in vielfacher Übermacht, gegen die wenigen Yorckschen Jäger warf. Yorcks Grüne schossen unentwegt, stehend, liegend und hockend, hinter Stein, Baum und Busch gedeckt, exakt, unerschütterlich, wie auf Yorcks Exerzierplatz. „Warten Sie hier!“ Yorck durchritt die Schützenlinie der Seinen, scharf wendete er, den ängstlich schäumenden Rappen zu langsamem Schritt zwingend. Yorck ritt die Front im Feuer der Seinen und des Feindes ab. Yorcks Pferd streifte das schußfertige Gewehr eines seiner Jäger, entsetzt riß

dieser den Finger vom Bügel, um nicht seinen Obrist zu treffen. Reglos saß Yorcks gedrungene Gestalt im Sattel, blähend hob der Wind ihm den Radmantel hoch, daß der blutbedeckte Verband des Oberarmes sichtbar wurde; Yorcks Kopf sah in starrer Wendung drohend zum Feind. Des in gleicher Höhe hinter der Schwarmlinie folgenden Adjutanten abgehetztes Pferd stolperte; Kugeln pfiffen an ihm vorbei, die Yorcks stählerner Dunstkreis zur Seite geworfen hatte; das Pferd des jungen Offiziers blutete, das Herz des Adjutanten schlug hoch; der alte Stich im Kasino war vor seinen Augen: Friedrich der Große im Feuer! Yorck ritt in unbekümmerter, herausfordernder Haltung; er lenkte noch näher zum Feind! Es war, als wolle er den Seinen noch besseren Ausschuß auf sich bieten! Unverändert stand Yorcks Kopf zum Feinde gewendet! Was wollte der Alte, der Frau und Kinder durch seine arbeitsgierige, unerbittliche Friedenspedanterie verdorrt hatte, der, ewig unzufrieden, Offiziere und Mannschaften, die sich nicht fügten, rücksichtslos maßregelte und in den Tod trieb, der zweimal den Pour le mérite zurückgewiesen hatte, trotzdem jeder sah, wie der harte Arrest und die schroffe Dienstentlassung durch den Großen Fritz seinerzeit, unvergessen an seinem Ehrgeiz nagten? Jeder Schuß der Yorckischen saß! Focht man *wirklich* so auf Ceylon, wo Yorck um fremden Sold gefochten hatte, bis er wieder ins Vaterland zurück durfte? War der nie lächelnde Sonderling doch *mehr* als ein „Abenteurer", der überehrgeizig in der Heimat um das verlorengegangene Avancement rang? Entsetzt flüchtete sich die Landschaft vor dem wilden Knattern des aufschäumenden Gefechts in die Dunkelheit: die Yorckischen standen!

Im Sterben starrte die Sonne, als glaube sie's nicht.

Der Adjutant zuckte zusammen: Yorck drehte den Kopf, er wandte sein Pferd. Yorck kam zurück. Rot vergoldet war sein faltendurchfurchtes Antlitz. Yorcks Augen blitzten, sie leuchteten! „Melden Sie General Blücher, er kommt über die Elbe!“ Der Adjutant starrte ihn an. „Keiner meiner Jäger schoß auf mich! Reiten Sie!“ Yorck trabte wieder zu seinen präzis feuernden Truppen; es wetterleuchtete im dunklen Hintergrunde der stolzen, der harten Augen des Einsamen. Die Franzosen zogen Reserven heran; sie ließen, keinen Schritt gewinnend, blutigst Haare. Wolkenhunde krochen am Himmel auf. „Ruhig und brav weitergemacht,“ ermahnte Yorck seine Grünen, „ich dank' euch, daß ihr mich nicht haßt; seht mich von heute ab als euren Vater an; ich bin voll Zärtlichkeit für den Braven!“ Sie jauchzten, sie trafen mit jedem Schuß. Scharfäugig, den Kampf hinhaltend und klug nährend, ritt Yorck, die ungestüm verfolgende Übermacht an sich bindend und lähmend, die Reihen der Seinen ab, die Beispiellosen leisteten. „Munter, Kinder, munter, die Nacht ist des Mutigen Kampfbühne! So ist's recht! Nie ohne Visier feuern! ... Zeigt, warum ich euch hart und roh drillen mußte! Sprecht mich frei! ... Ihr sprecht dadurch auch den Großen König ... frei, der mich ... mißhandelte, zu eurem und meinem Besten!“

# Tagebuch meines Urgroßvaters

Pfingstmontag, 22. Mai 1809.

Unaufhörlich brüllt der Geschützdonner in dröhnenden Wellen, die nicht schwächer werden; seit Mittag sind wir ohne jede Nachricht! Den gestrigen Sonntag sollen die Österreicher Aspern erobert und die Nacht über gehalten haben; wie mag es heute sein? — Mein Bruder Christoph, im Regiment Klebeck, mag froh sein, nicht Frau und Kind zu haben; es ist so ein leichteres Sterben! Ob man auf dem Kampfplatz bleibt oder ob man hier verhungert, das ist gleich für Menschen wie wir, denen alles zerbrochen ist. Sie sollen gestern enorme Verluste gehabt haben; die wenigen Franzosen, die man sieht, haben starre Augen.

Noch zeigen die Mauern die Spuren des Bombardements; auf der Laimgrube, in Mariahilf und am Spitalberge haben die Haubitzen großen Schaden getan. Nicht weit von uns ist ein Mann im Bett neben seiner Frau getötet worden. Es war kein guter Gedanke, Wien zu verteidigen; es ist nicht mehr das Wien zur Zeit der Türken! Wir sind anders geworden! — Meine Frau

will gehört haben, daß die Franzosen geschlagen seien, auf den gegenüberliegenden Häusern ist alt und jung auf den Dächern versammelt und können doch nur Rauch und Qualm sehen. Wer wagt es, an eine Niederlage Napoleons zu denken?

Er hat uns klein gemacht, uns unsere Schuld mit dem ehernen Munde der Kanonen zugedonnert! Er hat Reiche zertrümmert, Unmögliches wahr gemacht! Was gilt da der einzelne und sein Schicksal? — Millionen hassen ihn, wie ich, und Millionen jammern, wie ich. Er aber schlägt Schlacht auf Schlacht und wird stets größer! — Und doch! Und doch! — — Wenn ich mein Kind sehe, dort in der ärmlichen Wiege, wie es mit geballten Händchen schläft, ruhig, und kennt noch nicht die Not und den Hunger, die sein Los sein werden, sein Leben lang, durch seine Schuld, denn wir sind arm geworden, bettelarm, durch ihn, so möchte ich auch jetzt draußen sein, bei Aspern und Eßlingen, wo die Würfel fallen. Warum rief man mich nicht auf? — In den Straßen zieht die Bürgermiliz, sie steht in großem Ansehen bei den Franzosen, denn die sind schlau und müssen jemanden haben, der das arme Volk niederhält, jetzt, wo es endlich zu schäumen anfängt, jetzt, wo sein Herrscher vertrieben ist und Fremdlinge an seinem Herd sitzen, die es mit harten Worten und unerschwinglichen Abgaben drücken; ad 10 verlangt die Kontribution, daß der Adel, dann höhere Staatsbeamte, Großhändler, Wechsler, und Fabrikbesitzer 15 fl. als Abgabe entrichten. — 15 fl.! Im ganzen Haus ist nicht die Hälfte, und vor neunzehn Jahren haben wir, das heißt mein seliger Herr Vater, Kaiser Joseph drei Millionen — Goldgulden geschenkt, für die Münze, die kein Gold hatte! Dieser kleine Leutnant mit der Plebejerstirn hat

die Zeiten geändert! — Noch immer geht das Kämpfen weiter und das Schießen, meine Frau sitzt im Winkel und weint, und das Kind schreit. Ich muß sehen, ob ich Brot bekommen kann.

Dienstag, den 23. Mai 1809.

Dem Herrn sei Dank! — Er ist geschlagen; in langen Zügen kommen Blessierte. Die ganze Alservorstadt ist ein Spital. Der Herzog von Montebello ist tot, gefallen, mit mehr als 40 000 Franzosen. Napoleon soll geweint haben! Recht so, auch er soll wissen, wie Tränen sind, wie sie schmerzen und drücken! Auch er soll merken, daß er trotz allem nur ein Mensch ist! Nun trägt sich der Hunger leichter; ich hab' mein armes Weib umschlungen und geküßt, viele Male, wie seit langem nimmer, und dann haben wir mitsammen geweint. — Fieberhaft arbeiten sie an der Herstellung der zerrissenen Brücke in die Lobau; die Donau ist hoch angeschwollen, warum nützen die Österreicher nicht den Sieg? Alles, was zum Schanzen helfen kann, Klampfen, Bauholz, Ketten und Zillen, wird in Requisition genommen und abgeführt. — Von meinem Bruder habe ich keine Nachricht, kann sie nicht haben, und doch sagt mir eine Ahnung, daß er geblieben ist, daß er das Schicksal meines Bruders Franz und meines Onkels Walter geteilt hat, die bei Günzburg fielen. Der Herr geb' ihnen die ewige Ruh, sie haben genug getan, wenn sie ihm Schaden zufügten, wenn sie ihm Helfer erschlugen. Man wird kurz im Sprechen über Leben und Tod, wenn man in solchen Zeitläuften lebt, und haßt, wie ich! — Ich muß sehen, daß ich Arbeit finde, sonst verhungern die Meinen, trotz allem Siegen. Des Nachts um zweie

stellte ich mich vor dem Bäckerladen auf, um ein wenig Brot zu erkämpfen. Was wir nicht unbedingt zum Leben brauchen, wird schnell, unter der Hand, weiterverkauft, denn es ist großer Mangel, weil keine Zufuhr ist. Von dem Erlös leben wir, so bin ich vom Seidenfabrikanten und Großhändler zum Brottäuscher geworden. Wer kann wissen, was morgen mit ihm ist? — Ich habe von 8 Uhr früh bis in den späten Abend gearbeitet — für die Franzosen, damit ich nicht Hungers sterbe und nicht muß betteln gehen; ich habe geholfen, ihre Toten begraben, man dingt allenthalben dazu die Leute, sie zahlen nicht schlecht, und es ist die einzige Arbeit, die ich gern für die Fremden tue. Der Tod ist fleißig gewesen. — Wenn man die langen stillen Züge der Leichen kommen sieht, begreift man, warum die Franzosen nun mit uns völlig verändert sind. Früher ein gewisses geistesverwandtes Entgegenkommen der Sieger, nun feindseliges, gereiztes und im Stolz empfindlich getroffenes Hassen! Auch in Privathäusern bringen sie schon ihre Verwundeten unter, denn die Spitäler reichen nimmer. Bei den Minoriten in der Alsergasse liegen die gefangenen Österreicher, es sind nicht allzu viele. — Rastlos wird in der Lobau gearbeitet.

Donnerstag, 25. Mai 1809.

Ich hab' ihn gesehen! — Mitten unter seinen Garden ist er durch die Roßau galoppiert! Er sitzt nicht gut zu Pferd und hat ein bleiches Sünderantlitz. — Wenn er aufsieht, ist sein Blick stechend. Er hat mich zufällig getroffen. Mein Herz hat wild zu schlagen angefangen, und ich bin mit geballten Fäusten getaumelt. Was wissen die ehrsamen Bürger, die ihn als Feind

ihres Vaterlandes hassen, von meinem Groll! Sie sind Gegner auf Grund politischer Überzeugungen, ich aber bin sein persönlicher Feind! Vom Millionär in kurzen Jahren zum Bettelmann werden, trägt niemand leicht; am wenigsten altes Blut. Was ist er gewesen? Ein armer kleiner Offizier, der nichts hatte und nichts verlangen durfte! Und ich! Der größte Kaufmann, den Schwaben und Italien kannte, als er, ein angeklagter Verräter, aus der Armee gestoßen wurde. Dazwischen liegen nur vierzehn Jahre! Des Lebens Mühlen mahlen rasch! — Es ist schon mancher im Triumph gefallen, Napoleon! —

Samstag, den 27. Mai 1809.

Die Brotnot nimmt zu, die Bäckereien arbeiten von unserm Korn für die Franzosen Kommißbrot, uns bleibt der Hunger! Gestern ist eine strenge Verwarnung erschienen, gegen jeden, der mit dem Brot Wucher treibt. — Die „Wiener Zeitung" ist französisch worden und nimmt die Partei der Fremden. — Ich muß Arbeit finden. — — Die Franzosen nehmen den Bauern das Fuhrwerk fort und werfen im Augarten und in der Spittelau Schanzen auf, da arbeiten viele Tausende.

Sonntag nach Pfingsten, 1809.

Zwei Mann der Bürgermiliz wurden heute erschossen. — Das Volk ist schwach und ohne Führung. — Wo bleibt Erzherzog Karl? Warum handelt Preußen nicht? —

Fronleichnam.

Keine Prozession! Man redet von Hungersnot, mein Weib ist krank und das Kind ohne Pflege. Und doch,

ich kann es nicht, ich kann nicht für die Fremden, gegen Welsche Dienste tun! — Was aber sonst? — Warum fällt nicht die Welt zusammen über soviel Unglück? — Es ist kein Brot zu bekommen und kein Arzt, sie sind alle in den Spitälern. Man sammelt für die Verwundeten und läßt die Gesunden Hungers sterben. — Ich muß es tun. Die Familie ist das Höchste! Ich will sehen, ob sie mich nehmen, zum Schanzen bauen. Es muß sein; schweig still, Herz!

12. Juni, 1809.

Nun hab' ich Zeit zum Schreiben. — Ich muß mich sammeln; wer weiß, wie lange noch dies Leben währt. — — Ich will in der Ordnung beginnen: ich war schnell eingestellt, mit Hacke und Spaten; zur Rechten einen zugrunde gegangenen Schneider, zur Linken einen zusammengefangenen Bettler. Ich dachte an Weib und Kind und begann zu arbeiten. Glühend stand auf dem Himmel die Sonne und sengte unsere Nacken. Französische Soldaten hielten die Wache. Wir gruben an einem Erdauswurf, von dem wir nicht wußten, ob er unser Grab werden solle oder eine Verteidigungslinie. — Des Mittags war eine halbe Stunde Pause, da teilte der Schneider mit mir sein Brot, wir sprachen von früheren Zeiten. — Als ich meinen Namen nannte, wurde er stumm, allzu tief saß in ihm die ererbte Hochachtung vor dem Geld, das ich nimmer besitze. — Als wir wieder zu arbeiten begannen, rückte er ab von mir. So bleibt uns, wenn wir fallen, nicht einmal der Trost menschlichen Mitleids. — — — Es mag 4 Uhr gewesen sein, wir standen schon tief in der Grube, so daß nur unsere Köpfe noch hervorragten, da hörte ich Stimmengewirr.

Ich beugte mich zur Arbeit, denn ich wollte niemanden sehen, und es mußte ein höherer Offizier sein, der nun zur Besichtigung kam. Der französische Soldat, der unsere Gruppe bewachte, riß sich zusammen. — Ich sah nicht rechts und nicht links und hieb mit der Hacke, daß die Funken aus den Steinen flogen. — Nun standen sie über mir. — Auf einmal spüre ich einen leichten Schlag auf der Schulter, und ich seh' gerade noch das Ende der Reitgerte, das mich berührt hatte, über meinem Kopf verschwinden. Oben stand er! Mit verschränkten Armen, wie man ihn oft darstellt, und lächelte ein zynisches Lachen. „Un patriot?"

Ich stand vor ihm, am Rande der Grube. — Ich weiß nicht, wie alles gekommen ist, ich sah seinen Blick, der so hart und unbarmherzig über meine elende Gestalt ging, der soviel Geringschätzung in sich birgt und soviel Unglück bedeutet. „Allons, zur Arbeit!" Ich mag mich wohl gewehrt haben, und mein unleidiger Stolz mag mitgeholfen haben; ich hab' ihm fest in die Augen gesehen und an den ungläubigen Schneider gedacht, drunten in der Grube; ich hab' gesagt: „Buonaparte, ich war einst mehr als Ihr; ich bin jetzt nur so elend, weil Ihr mich bestohlen habt!" Da sind sie über und um mich her, und ich krieg' eine Schaufel zu fassen; damit soll ich nach ihm geschlagen haben — so sagt mir der Posten, der vor der Tür steht. Denn ich bin gefangen, in einem kleinen, schmutzigen Holzschuppen, in dem die Werkzeuge lagern. — Wer weiß, ob ich Frau und Kind noch einmal sehe? Es ist schrecklich, zu denken, daß nun wieder ein Sommer kommt und lange, heiße Nächte, in denen sie um mich weinen werden. — Warum ich nicht überlegter war, nicht an die Meinen dachte? Ich dachte an die Meinen! In andern Verhältnissen

wären wir vielleicht Freunde geworden; er, der Länderkaufmann, und ich, der Großhändler! So wie er, verwegene Eroberer müssen meine Vorfahren gewesen sein, die unser Haus schufen. — Verzeih mir, Marie, laß unserm Kind den Zorn der Schwäche fremd bleiben, erziehe es besser, tiefer. — Es ist noch hell draußen, wenn auch schon der Abend kommt. — — Verzeih mir und trag dies Leben mutig zu Ende.

8 Uhr abends.

Er ist weg, und ich weiß, daß ich den Tod gezogen habe. Ich habe Hufschlag gehört und atemlos gelauscht, als der vor der Hütte hielt. Dann ist er auf einmal wieder vor mir gestanden. — Er setzte sich mit gekreuzten Beinen auf die Werkzeugtruhe und sah mich an. Dann fragte er nach meinem Namen. Als ich ihn nenne, lacht er; dann haben unsere Blicke lange ineinander gehangen. Dann sagt er: „Warum haßt Ihr mich eigentlich?" Ich erzählte ihm von unserer Familie, von dem Ersten des Namens, der ein berühmter Redner gewesen ist auf der Insel Rhodos, bei dem Cäsar sich zum Redner bildete. Er lacht ein tückisches Lachen, daß ich schweige, doch er winkt, fortzufahren. — Es scheint ihm des Zuhörens wert, wie ich ihm den Werdegang durch Jahrtausende zeige, wie Händler und Diplomaten unablässig in unserer Familie wechseln, bis Ritter erstehen, Feldherrn, Grafen und Barone, und wieder zu Kaufherren werden im Laufe der Zeit, in tausend Zusammenbrüchen der Menschheit; in Italien, Schwaben und der Schweiz. Am Ende übermannt mich die Verzweiflung meiner hilflosen Lage, und ich muß weinen. — Da sagt er in seiner kurzen, herrischen Art: „Wenn ich Euch

wieder zu Ehren bringe, wollt Ihr mir anhängen?" — „Nein", sage ich. — „Warum nicht." Da weiß ich keine Antwort. — Er trommelt auf den Tisch und kneift die scharfen Lippen ein. „Alles haßt mich und weiß nicht, warum?" — „Ich weiß," sage ich, „daß ich mein Leben verwirkt habe, aber ich will nicht sterben wie ein Lump, der Euch meuchlings ans Leben wollte; ich konnte nicht anders handeln, selbst wenn ich gewollt hätte ..." — „Ich weiß," sagte er spöttisch, „es war Euer zu altes Blut, das sich gegen das meine kehrte, Ihr könnt nichts dafür; aber man muß sorgen, daß es dünner wird." Dann fragte er mich, wie die Zertrümmerung Venedigs so unheilvolle Folgen für uns gezeitigt. — Als ich merke, wie sein Blick wieder stechend wird und wie eine Art grausame Zufriedenheit in seine Mienen tritt, schweige ich. — Da zieht er ein Blatt Papier aus der Tasche und legt es vor mich auf den Tisch. „Eh bien, wollt Ihr mir dienen?" — „Nein." — „Wollt Ihr die Mordgedanken lassen?" — „Majestät," sage ich, „es ist kein Mord, den ich ..." Da schwillt auf seiner Stirn eine blutrote Ader an und färbt das bleiche, fettige Antlitz. „Wollt Ihr oder nicht?" schreit er. — Als ich schweige, zuckt er die Achseln und setzt mit raschem Zug seinen Namen unter das Schriftstück. Dann ruft er ein unverständliches Wort und sagt zu dem eintretenden Offizier: „Ich will, daß niemand von diesem Manne erfährt, daß nichts darüber öffentlich wird!" Im Gehen fragte er: „Ihr habt eine Frau?" — „Ja. Und einen Knaben! ..." — „Da wird Euer Geschlecht ohnehin dauern ..." — „Länger als das Ihre!" schreie ich. — — Mir ist alles wie im Traum, und ich glaub', es ist Wahnsinn, der mich treibt, dies niederzuschreiben. — Es kann ja nicht aus

sein, das Leben? Warum habe ich keinen Kniefall getan? — Warum habe ich die Hand zurückgestoßen, die er mir bot? — Mein Kind soll sich durchschlagen und durch die Not beißen, mein Name wird länger dauern als der seine! — Mein armes Weib! — Ich hätte dir noch soviel zu sagen ...

## Hohen-Zieritz

Vorsichtig, den ernsten Blick der alten Augen sorgenvoll beobachtend auf dem ermatteten Antlitz der Königin, die auf ihrem Leidensbett wieder in ihr erschreckendes Schwächeschlummern gefallen war, schritt Frau von Voß im morgendlichen Dämmerlicht zum hohen Fenster, das in den Park sah. Traurig blickte die Oberhofmeisterin ins Zimmer zurück.

Wie arm die Königin lag! Kurz, ungleichmäßig und stoßend ging ihr Atem. Dunkle Fieberröte blühte auf den eingefallenen Wangen. Konnte Gott so unweise und hart sein, diese Frau *jetzt* dem Lande und den Ihren zu *entreißen*? Wenn nur die schrecklichen Brustbeklemmungen und Herzkrämpfe nicht mehr kamen! Wenn nur der König käme! Wie der Engel gestern über den Brief seiner Kinder geweint hatte! Gar nicht zu beruhigen war sie. Die Voß fühlte nach dem Brief in ihrer Tasche; wer weiß, ob die Leidende noch einmal die Kraft gewann, das Ende des Briefes zu hören, der so erschütternd von der Liebe der Ihren sprach?

Traurig blickte die Oberhofmeisterin in den mißmutig aufsteigenden Sommermorgen vor dem Fenster, der sich grau und regnerisch aus dem Parke hob.

Bums! Im oberen Stockwerk war etwas umgefallen; wütend fuhr die Voß herum: „Barmherziger? ...“ Der Goldschatz hatte die Augen geöffnet, er — lächelte. „Was darf ich tun, Majestät?“

In ängstlicher Spannung beugte sich die Greisin zum rührend schmalen Gesichtsoval Luisens nieder, nachdenklich-ernst sahen deren große Augen. „Gleich geht die Sonne auf“, tröstete die Voß. „Es bleibt heute kühl; heute wird Eure Majestät nicht unter der Hitze leiden. Soll ich die Kissen höher rücken?“

Luise hob langsam den schlanken Zeigefinger, sie sprach fast unhörbar: „Wenn ich dem König jetzt stürbe? ...“

Mütterlich überlegen wehrten der Voß tiefhängende Augendeckel ab. „I wo! Meinen Majestät, Gott weiß nicht, was seine Pflicht ist? Erst muß der Napoleon von seiner Höhe runter, und dann müssen Sie erst noch einmal so recht glücklich sein, wie Sie's verdienen ...“

Eine kaum merkbare Abwehrbewegung der Kranken ließ die alte Dame verstummen.

Luisens Finger suchten auf der Decke ihres Bettes herum; die Voß verstand, mit glücklichem Zufriedensein fand Luise den Brief ihres Mannes. Sie umschloß ihn fest, sie drückte liebkosend das Papier zusammen. Die müden Augen schlossen sich.

Wagenrollen erscholl auf der Holzbrücke im Park. Rasch schritt die Voß zum Fenster. Jäh verstummte das Wagenrollen. Der Morgenwind hatte sich aufgemacht und ließ die Birken wehen. Die Buchen rauschten. Schneller zogen die Regenwolken des nächtlichen Gewitters über dem Grün der Wälder.

Der König kam. Gott sei Dank! Die hohe, schmale Gestalt Friedrich Wilhelms schritt hastig. Das ist ge-

scheit, daß er den Kronprinzen und den Prinz Wilhelm mitbringt! Das wird den Engel freuen! Der Leibarzt Heim trat aus dem Portal, alles zappelte und kribbelte in der Voß: sie mußte hinab; sonst sagte am Ende der Heim jetzt dem König die schrecklichsten Sachen! Sie lief zur Tür, leise zog sie diese auf. Der Königin Schwester stand im Gang. Die Voß zerrte die Prinzessin ins Zimmer. „Ich bin sogleich wieder da!" Sie rannte dem König entgegen.

Friedrich Wilhelm stand mit gesenktem Kopf, den Blick tiefbewegt auf den Boden gerichtet, vor dem Arzt. Zur Rechten und zur Linken des Königs standen die ängstlich lauschenden Söhne der Sterbenden. „Ich würde für alle Fälle raten, Majestät," sprach Heim, „so bald als möglich den Versuch zu machen, von Ihrer Majestät zu erfahren, ob sie noch einen Wunsch hat ..."

Friedrich Wilhelms Finger krampften sich in die Schultern seiner Söhne.

„Wir wissen ja nicht, Majestät, was Gottes Ratschluß über uns verhängt!" mahnte der Arzt.

Zerschmettert, in aufbegehrendem, furchtbarem Schmerz, hob der König verstört den Blick. „Es ist dringend nötig, daß sich Eure Majestät die Schwere der Stunde nicht anmerken läßt!"

Langsam, wie gelähmt, stieg Friedrich Wilhelm die Stufen der Freitreppe hinan. Wortlos umarmte im Vestibül Luisens Vater den Mann seines Kindes. „Sie dürfen die Hoffnung nicht aufgeben", sprach zitternd der alte Herzog. „Gott kann ihr helfen, solange noch Atem in ihr ist!" Friedrich Wilhelm schüttelte den Kopf. „Luise stirbt!" stieß er hervor. „Sie ist ja meine Frau; da hilft ihr Gott nicht!"

„Ihre Majestät wird", sprach die Voß, „sich sehr

freuen, Eure Majestät und die beiden Königlichen Herren Prinzen um sich zu wissen; Ihre Majestät sprach gestern den ganzen Tag von Berlin." Leise öffnete die Voß die Tür, vorsichtig sah sie ins Zimmer. „Ihre Majestät ist wach!" meldete die Voß; sie gab dem König den Weg frei.

Friedrich Wilhelm schraubte seinen Kopf in die Höhe; er suchte sich zu fassen. Er trat ein.

Ein heller Schein unaussprechlich schöner Freude leuchtete ihm aus Luisens verfallenem Antlitz entgegen. Die wächserne Totenfarbe des geliebten Gesichts versetzte Friedrich Wilhelm in die wildeste, in die äußerste Angst. Sein Gesicht zuckte. „Mein lieber, l i e b e r Freund," hauchte Luise, sehnsüchtig nach ihres Mannes Hand tastend, „welche Freude, daß du da bist!" Friedrich Wilhelm neigte sich nieder. Bebend empfingen seine Lippen den mühsam getanen, dürstenden Kuß des Mundes der Sterbenden. Scheu wich Luise mit dem Kopf zur Seite; bang und traurig sah sie ihren Mann an. Dann sagte sie unruhig: „Bin ich denn so krank?" Die Voß funkelte Friedrich Wilhelm gebieterisch an. Mühsam preßte der die Worte vor: „Wie kommst du auf den Gedanken?" Mit zitternden Händen, mit dem hoffnungslosen Willen, seinen letzten Besitz festzuhalten, ergriff er neuerlich Luisens Rechte; er streichelte sie und stotterte hilflos: „Ich bin sehr froh, daß ich da bin." Nachdenklich wendete Luise seine Hand um; sie betrachtete sie sorgsam; mit letzter Kraft drehte sie plötzlich den Oberkörper herum; ehe er es hindern konnte, küßte sie lebhaft zwei-, dreimal mit zärtlichster Inbrunst rasch hintereinander ihres Mannes Hand. Friedrich Wilhelm schluchzte auf. Sie wich zurück; der König, nicht mehr Herr seiner Fassung, erhob sich. Er wandte sich ab. Seine Arme

taten eine verzweiflungsvolle Geste des Unvermögens. Er murmelte: „Ich will den Fritz und den Wilhelm holen!"

Mit tastenden Füßen und knickenden Beinen floh Friedrich Wilhelm zur Tür.

Prüfend ließ die Sterbende ihren Blick auf den teilnahmsvollen Gesichtern rundum gehen; ein Schauder überfiel Luise, die Zähne schlugen wie im Frost aufeinander.

Hastig trat der Arzt näher. „Der König ist — gut," lispelte Luise, „aber er soll mich nicht bedauern!" stieß sie vor, „sonst sterbe ich ... gleich." In bitterer Nachdenklichkeit drehte sie den edlen Kopf gegen die Wand. „Er soll sich nicht — fürchten!"

Die Kinder kamen; sie fielen vor dem Bett ihrer Mutter auf die Knie.

Gütig strich Luisens Hand die weinenden Köpfe. Die Mutter versuchte ein aufrichtendes Lächeln. „Ist Papa — in der kalten Nacht — ohne — Mantel von Berlin — hierher — gefahren?"

„Wir waren ja so verzweifelt, Mütterchen, als die Stafette kam ..." schluchzte der Kronprinz, mahnend zog ihn der Bruder am Rock; der Kronprinz verstummte.

„Die jungen Herrschaften gehen jetzt in den Garten", befahl die Voß. Ratlos standen die unfertigen Knabengestalten. „Ihre Majestät bekommt jetzt Milch; Prinzessin Solms, trocknen Sie Ihrer Königlichen Schwester die Stirn!" Die Voß beugte sich zur Königin. „Was befiehlt Eure Majestät?"

„Mein Mann — soll — mir — keine solche Szene mehr machen, wie vorhin, sonst sterbe ich", bettelte Luise. Die Voß schob die Prinzen zur Tür. „Mein Vater und

die Großmutter sollen sich nicht aufregen — sie werden — sonst auch — krank." Doktor Heim griff nach Luisens Puls, die Kranke begann schwer um Luft zu ringen, die Voß trat, das Taschentuch im Munde, in den Gang hinaus.

„Gottes Wege sind nicht unsere Wege!" sprach kopfschüttelnd Luisens Vater zu Friedrich Wilhelm.

„Majestät!" sagte Doktor Heim, eilig aus Luisens Zimmertür kommend, „es kann jede Minute aus sein! Sie müssen sofort die Königin um ihre letzten Wünsche befragen!"

„Ich — kann nicht!"

„Sie müssen!" sprach die Voß. Friedrich Wilhelm nickte; er trat wieder in das Sterbezimmer seiner Frau.

Luisens Augen lächelten abbittend, weil sie ihm soviel Harm tat. Sie umschloß seine Hand; er kniete nieder. Sie preßte seine Hand auf ihr Herz; er biß die Zähne aufeinander, um nicht neu die Haltung zu verlieren; sein Blick nahm Abschied. „Ich lieg' in Vadderchens Bett", hauchte Luise, mit dem Versuch, noch einmal zu scherzen. „Denk' mal — an ..."

„Es kann nicht Gottes Wille sein," flüsterte Friedrich Wilhelm, „uns zu trennen."

„Du hast — so treue — Augen."

„Luise ..."

„Hast du — Charlotte zum — Geburtstag beschert — gestern?"

„Ja."

In großen Tropfen trat Schweiß auf Luisens Stirn; das Antlitz der Scheidenden wurde blaß und bläßer. Die Spitzen ihrer Finger erkalteten in ihres Mannes Hand. „Dein Glück — und die Kinder!" hauchte Luise.

„Kann ich dir denn gar nicht helfen?"

„Ich sterbe — von — oben — herunter.“

Verzweifelt behauchte Friedrich Wilhelm die schon reglose Hand; hastig trat Doktor Heim näher.

„Breiten Eure Majestät die Arme aus!“

„Ich — kann — nicht.“ Heim half; die Arme sanken kraftlos zurück. „Das — ist — eine — Königin.“

Sie suchte noch einmal ihren Mann tröstend anzusehen; sie bewegte vergeblich, abschiednehmend die Lippen; kein Wort formte sich mehr.

Sie standen.

Der Glanz der Augen starb; der Kopf lag reglos.

Luise war tot.

# Die Brücke

Rawson Jennings springt vom Boden auf. Fahles Schwefelgelb deckt den dämmernden Wüstenhimmel. Jennings streckt die Glieder und reibt sich den Schlaf aus den Augen. Er atmet tief, sein Blick geht zu seinem Werk: dort steht die Spannbrücke über den Atbara. Herrisch stechen die scharfen Ecken und Winkel des riesigen Bauwerkes in das sandige Gelb, sie hängen trotzig und kühn in der schwülen Wüstenluft.

Leuchtend geht Jennings Blick über die schlafenden Männer, zu den gleitenden Schatten, die die Krangerüste auf die träge kriechenden Wasser des Atbara zeichnen. Gezwungen ist das Werk! Das Werk! Das alle, alle für unausführbar erklärten.

Schwer hatten es die Engländer empfunden, daß sie den Sieg über die Derwische des Mahdi nicht hatten nützen können; noch fehlte eine Brücke über den mächtigen Strom. Die Werke des Mutterlandes wetteiferten mit Offerten, doch das Anerbieten der American Company schlug sie aus dem Felde. Die Regierung nahm an, Rawson Jennings Konstruktion wurde ausgeführt, der

„Lincoln" stach mit den riesigen Eisenteilen, mit Rawson Jennings und sieben Getreuen in See.

Es war böse Überfahrt, Sturm kam auf Sturm. Doch der Mensch zwingt alles. Von New York nach London, von dort nach Alexandrien, Luxor, Assuan, nach Wady-Halfa, das war eine lange Kette von Ausdauer und Mut. Stark verbogen kamen die Stücke am Atbara an, bald hinter Luxor war der Zug entgleist; der Lokomotivführer und der Heizer fanden den Tod dabei. Rawson Jennings ließ seine Brücke überladen und fuhr weiter, hinter sich, tief in den Sand eingegraben, sah er die zertrümmerten Eisenbahnkarren verschwinden.

Und nun steht die Brücke über dem Atbara!

Fünf Monate hatten sie rastlos gearbeitet: die acht Amerikaner im Schutze des britischen Militärs, hundert Eingeborene und zweihundert Mörder. Die durften die Ketten nicht ablegen, die waren kühn und faul, die hatten nichts zu verlieren. Sandstürme verfinsterten die Luft, giftige Fliegen quälten die Arbeitenden, die glühende Sonne heizte die Eisenteile, daß keine Hand sie berühren konnte. Doch Rawson Jennings gab durch den Mund der Dolmetscher seine Befehle.

Jennings sieht das Profil des Brückenschwunges, die Knotenpunktteilung im wuchtigen Eisen, die seine Hand auf das Papier gezeichnet hat, des Ingenieurs Augen leuchten: es ist eine Lust, zu leben! Es gibt nichts, das menschlichem Können Widerstand leisten kann. Nichts!

Jennings weiß, daß sein Name gemacht ist, daß Geld und Ruhm sein Anteil sind, er ballt die Fäuste im Gefühle der Kraft. Das Menschengeschlecht kommt weiter, Schritt für Schritt, der Einzelne fällt, das Werk steigt himmelan. Der Mensch hat den Blitz gebändigt, ihn in Flaschen gezwungen, ihn zum Lohnsklaven ge-

macht, der Wagen und Züge laufen läßt, er hat ihn durchs Meer geleitet nach geschriebenem Wort; das tat der Mensch! Er nimmt der Erde ihre Schätze und kreuzt den Himmelsraum, er ebnet Berge und verlegt Meere, er ist der Herr der Schöpfung!

Die ersten Sonnenstrahlen. Es wird laut hinter Rawson Jennings. Sie rüsten zum Fest.

Eine gelbe Sandspinne klettert den Faden entlang, sie gestern zwischen Jennings Brücke und dem ersten Holzmaste spann, der die Lichtleitung über den Fluß trägt. Rawson Jennings Blick folgt den ruckweisen Bewegungen des Tierchens. Er lächelt; auch die Spinne baut eine „Brücke"! Mit dem Mitleid des Starken sieht er zu.

Rawson Jennings Gesicht wird ernst. Sein Blick wird starr und glanzlos, Rawson Jennings beugt sich weit vor: die Spinne spinnt die ersten Fäden ihres Fangnetzes zu Ende. Es besteht nur aus Zugbändern, wie seine Konstruktion! Es hat die richtige Wahl der notwendigen Knotenpunkte, wie sein Werk! Mit der Mechanik der Natur zieht das Tier die Fäden aus seinem häßlichen Leib; es baut nach uralten Gesetzen seiner Art die Brücke, die er mit — marternder — Geistesarbeit — ersann! Rawson Jennings wird bleich. Der Kopf sinkt ihm auf die Brust, in der Ferne pfeift der Zug, der Lord Kitchener bringt. Sie kommen zur Übernahme, zur Feier, sie werden das Werk preisen, das einer ihrer Besten schuf; ein Pionier der Menschheit!

Der Pionier der Menschheit starrt zu Boden. Zu der kleinen Sandspinne.

Wer ... feiert ... die?

# Der Weltfreund

Ein Mann entschloß sich, weil ihm die ausschließliche Sorgfalt für seine Frau und seine Kinder zu egoistisch erschien, nur mehr für die Gesamtheit zu sorgen und für sie von nun an allein zu leben. Er pilgerte ans Meer der Unendlichkeit. Das erste, was er sah, war ein Fischchen, das jappend in Todesqualen neben der gelassen kommenden und gehenden Wellengrenze lag, die es ans Land geworfen hatte. Der Mann bückte sich; mitleidig warf er das Fischchen in dessen Element zurück. Er sah zur Rechten ein anderes gelandetes Fischchen glänzen, das auch voll Todesangst in der Sonne sprang, die gleichgültig darauf nieder brannte. Als der Mann auch diesem Fischlein brüderlich ins Glück des Lebens zurückgeholfen hatte, glitzerte es zur Linken, bald da und bald dort, überall von Gestrandeten auf dem Sande, und er mußte mit gehobenen Armen die hartherzigen Möwen scheuchen, die blutgierig darauf niederstießen, während er bald rechts und bald links sprang, Tag und Nacht, um Gottes Geschöpfe zu retten. Nun starb in der Strecke von einer Viertelstunde Gehlänge auf dem

langen Strande des unendlichen Weltmeeres kein Fischchen mehr. Doch es wurden auch tote Fische ausgeworfen, und wer bürgte dafür, daß die Fischchen, die er gerettet hatte, nicht ein zweites Mal, woanders, die Härte der Brandung erfuhren? Nach einer Woche brach der Weltfreund tot zusammen; die Frau und die Kinder, im größten Elend zurückgelassen, sahen wieder rechts und links sterbende Fischchen auf dem Strande hüpfen, die Möwen jubilierten, das Meer brauste wie früher, in unveränderter Verschlossenheit.

# Nachwort

## Von Dr. Heinz Brasch

Walter von Molo — geboren 1880 zu Sternberg i. M. — wird 1928 zum Präsident der Dichterakademie gewählt. Er lebt ganz in den Problemen, die uns alle angehen und beschäftigen sollten. „Der Roman meines Volkes" — eine Romantrilogie — zeigt Geschichte, verklärt durch Kunst. „Der Schillerroman" ist ebenfalls ein Werk, das Molo seinem Volke schenkt. Es gelingt ihm, vieles, was längst schon zum Klischee geworden ist, neu zu sehen und zu beleben, weil er Geschichte und Gegenwart miteinander verbindet. Das Dämonische in der letzten großen Trilogie: „Auf der rollenden Erde" — „Bodenmatz" — „Im ewigen Licht" muß auch diejenigen aufwühlen, die sonst jenseits der literarischen Gedankenwelt leben. Molo sagt selbst einmal, als er von dem Dichter und seiner Zeit spricht: „Wir laufen unserm Innern davon." Wir brauchen daher einen Dichter wie ihn, der uns unserem Innern wieder zuführen kann, der uns zwingt, einmal wieder bei uns zu Hause zu sein. Walter von Molo nimmt seine Aufgabe als Dichter sehr ernst. Er leidet mit der Menschheit, er sucht mit ihr den Weg der Erlösung. In der Kunst geht er seinen eigenen Weg, ohne auf den Lärm zu achten, der ihn umgibt. Er schreibt, weil er muß, aber frei von äußeren Ketten, die wir vielleicht brauchen. Und diese Intuition des Künstlers führt uns in die Sphäre reiner Erkenntnis und tiefen Glaubens. Von seinen kurzen historischen Bildern aus dem Bande „Im Schritt der Jahrhunderte", von denen sich einige in unserem Bändchen befinden, sind viele eindrucksvoller als manche umfangreichen geschichtlichen Beschreibungen. Alles ist fein abgestimmt; kein Wort ist zuviel.

---

Die in dem vorliegenden Bändchen enthaltenen Erzählungen außer der Titelnovelle wurden dem 2. Band der „Gesammelten Werke" (Verlag Albert Langen, München) entnommen.

# Werke von Walter von Molo

## Die erzählenden Schriften

### Der Schiller-Roman
Vom Dichter durchgesehene vollständige Volksausgabe in einem Band
Gesamtauflage 59000
Geh. 10 RM., in Leinen geb. 13 RM.

### Ums Menschentum
Der Roman von Schillers Jugend
Auflage 10000
In Halbleinen gebunden 4 RM.

### Fridericus
Roman
Gesamtauflage 90000
Geh. 4 RM., in Leinen geb. 6.50 RM.

### Luise
Roman
Gesamtauflage 58000
Geh. 4 RM., in Leinen geb. 6.50 RM.

### Das Volk wacht auf
Roman
Gesamtauflage 45000
Geh. 4 RM., in Leinen geb. 6.50 RM.

### Der Roman meines Volkes
1. Teil: Fridericus. 2. Teil: Luise. 3. Teil: Das Volk
Auflage 20000
Geh. 10 RM., in Leinen geb. 13.50 RM.

### Im Schritt der Jahrhunderte
Geschichtliche Bilder
Auflage 10000
Geh. 3 RM., in Leinen geb. 5 RM.

### Die Liebes-Symphonie
Endgültige Ausgabe der vier kleinen Romane in einem Band
Auflage 5000
Geh. 3 RM., in Leinen geb. 5.50 RM.

### Auf der rollenden Erde
Roman
Auflage 10000
Geh. 3 RM., in Leinen geb. 5.50 RM.

### Bodenmatz
Roman
Auflage 10000
Geh. 3 RM., in Leinen geb. 5.50 RM.

### Im ewigen Licht
Roman
Auflage 10000
Geh. 3 RM., in Leinen geb. 5.50 RM.

### Die Legende vom Herrn
Auflage 10000
Geh. 5 RM., in Leinen geb. 7.50 RM.

### Im Zwielicht der Zeit
Bilder aus unseren Tagen
Auflage 5000
Geh. 3 RM., in Leinen geb. 5.50 RM.

### Die ewige Tragikomödie
„Kl. Bibl. Langen" Band 17
Auflage 10000
In künstler. ill. Schutzumschl. geb. 1 RM.

## Gesammelte Werke

In drei Bänden mit über 2500 Seiten Text und dem Bilde des Dichters. Auf feinstem holzfreien Dünndruckpapier gedruckt. Vornehme Ganzleinenbände. Enthält die bis zum Jahre 1924 erschienenen Werke.
Geheftet 20 RM., in Leinen geb. 30 RM., mit der Hand in Halbleder geb. 60 RM.

Ausführliche Prospekte kostenlos

---

Albert Langen / Verlag / München

# Der junge Tag

Eine Auswahl aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von Dr. Heinz Brasch

*

Band 1
Hermann Stehr / Helene Sintlinger

Band 2
Walter von Molo / Im weiten Meer

Band 3
Wilhelm von Scholz / Das Gerücht

Band 4
Paul Zech / Das Baalsopfer

Band 5
Peter Dörfler / Marienseele

Band 6
Rudolf G. Binding / Die Vogelscheuche

Band 7
Herbert Eulenberg / Die Windmühle

Band 8
Hans Grimm / Aus John Rukwas Lehrjahren

Band 9
Albrecht Schaeffer / Das verdoppelte Lebensalter

Band 10
Karl Röttger / Auf Sommerwegen

*

Die Reihe wird fortgesetzt
Kartoniert und fein in Leinen gebunden
Ausstattung von Hans Möhring, Leipzig

| Staffel | Kartoniert | Ganzleinen |
|---|---|---|
| Einzelpreis je Stück | 0.70 RM. | 1.50 RM. |
| bei 10—49 „ | 0.63 „ | 1.35 „ |
| „ 50—99 „ | 0.60 „ | 1.25 „ |
| von 100 Stück ab | 0.56 „ | 1.20 „ |

Zu beziehen
durch jede gute Buchhandlung

---

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung

# Die Denkmäler

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung werden jeweils zu besonderen Gedenktagen ausgegeben.

---

## Heinrich von Kleist

zum 150. Geburtstag am 18. Oktober 1927

*

## Albrecht Dürers „Kleine Passion"

zum 400. Todestag am 6. April 1928

*

## Friedrich Ludwig Jahn

zum 150. Geburtstag am 11. August 1928

*

## Franz Schubert

zum 100. Todestag am 19. November 1928

*

## Gotthold Ephraim Lessing

zum 200. Geburtstag am 22. Januar 1929

*

Kartoniert und fein in Leinen gebunden

Ausstattung von Prof. Emil Preetorius, München

| Staffel | Kartoniert | Ganzleinen |
|---|---|---|
| Einzelpreis je Stück | 0.60 RM. | 1.50 RM. |
| bei 10—49 „ | 0.53 „ | 1.35 „ |
| „ 50—99 „ | 0.51 „ | 1.25 „ |
| von 100 Stück ab | 0.48 „ | 1.20 „ |

Zu beziehen
durch jede gute Buchhandlung

---

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 071844796